

Das Ich: eine Baustelle. Eltern haften für ihre Kinder

*»Nichts ist, dass dich bewegt, du selber bist das Rad,
Das aus sich selber Lläuft und keine Ruhe hat.«
Angelus Silesius*

Wenn man uns fragt, wann wir geboren worden sind, dann geben wir alle brav das Datum des Ereignisses an, an dem der Fötus den Mutterleib verließ und von da an als Säugling betrachtet wurde. Das ist weitestgehend korrekt bis auf die Tatsache, dass dort weit und breit kein Ich zu sehen war. Also wiederum ein kleiner, feiner, jedoch entscheidender Unterschied. Damit will ich sagen, dass die Ich-Geburt eben nicht ein einmaliger Akt war oder ist, sondern ein komplexer Prozess, der, wie viele komplexe Prozesse auch, von zahllosen Komponenten bestimmt wird, von denen wir, aller wissenschaftlichen Mühe zum Trotz, immer doch nur einen Bruchteil erkennen.

Bereits als Fötus und später als Säugling sind wir die Frucht oder nüchterner formuliert das Ergebnis vieler Wechselwirkungen, genannt Eltern, Familie, Sippe, Nation, Menschheit, Erde oder Kosmos. Und als die Frucht dieser Umstände waren der Fötus und der Säugling – aber immer noch kein Ich! – in eine herrschende Wirklichkeitsbetrachtung hineinerzogen worden. Auch das ist wichtig. Nicht wir, also unser Ich wurde erzogen, denn dann müsste es schon da sein, sondern unser Ich wurde dank der mitgebrachten Voraussetzungen in Wechselwirkung mit dem, was wir Erzieher und Erziehung nennen, erzeugt. Das ist eine Tatsache, und das Rütteln an ihr ist, wenn überhaupt, dann nur im Nachhinein möglich, wenn wir eine bereits bewusste Identität sind. Sie und ich wissen heute, dass wir mal ein Fötus oder Säugling waren. Umgekehrt aber geht das nicht. Der Fötus und der Säugling wissen nicht, dass sie mal ein Er, Sie oder ein Ich sein werden. In 99,99 Prozent aller Familien hielten sich unsere Eltern und Großeltern für realexistierende, fixe und wesenhafte »Ichs«, in den verbleibenden 0,01 Prozent waren sie entweder Erwachte, Heilige, Mystiker oder etwas pathologisch veranlagt. Da in den meisten Fällen die 0,01 Prozent in Klöstern, Einsiedeleien oder Heimen lebte und oft noch lebt, haben diese auch meistens keinen (bewussten) Nachwuchs, so dass ihr unmittelbarer erzieherischer Einfluss weitestgehend unbemerkt bleibt und wir deswegen kaum Erfahrungswerte haben. Die 99,99 Prozent begannen in der Regel während der Schwangerschaft, den Fötus und später den Säugling als Ihresgleichen anzusehen und anzureden.

Ich war zunächst für jemand anders ein Du. Alle redeten so lange auf die Kinder ein, bis sie Antworten bekommen haben. Die ersten Worte wurden natürlich regelrecht gefeiert. In einem weiterhin langen und komplexen Prozess lernten die Kleinkinder Laute, also Worte mit Ereignissen und Dingen zusammenzubringen. Dann, im nächsten Schritt, lernten die Kinder die Worte untereinander so zu verbinden, dass sie nicht mehr einen unmittelbaren Bezug zum

Ereignis oder einer Sache gebraucht haben. Das war ein Riesenschritt in der Entwicklung. Das Sprechen-Können ist entstanden und mit ihm die Grundlage des Denkens. Jetzt konnten die Kinder individuelle, aber vor allem auch kollektive Narrationen kreieren, die sie zu Gemeinschaften mit ihrer Umgebung zu einem Ganzen verbinden konnten. Wir wurden ebenfalls ein Jemand und gleichzeitig ansprechbar. Der Preis dafür war eine Art von Entfernung von dem, was gerade so passiert, denn wir lebten fortan in der Sprache, mit ihren Bildern und Geschichten. Wir konnten das immer mehr und immer besser, indem wir unsere eigene Geschichte erfanden und sie in die Bestehenden hineinwoben. Seitdem gibt es uns. Seitdem gibt es mein und dein Ich. Als was? Als eine Geschichte innerhalb anderer Geschichten. Nicht weniger, aber eben auch nicht mehr.

Seitdem und bis ins hohe Alter können wir über Dinge und Ereignisse, aber eben auch von uns und über uns sprechen, ohne dass sich das Gesprochene direkt vor uns befinden und außerhalb der Sprache existieren müsste. Mehr noch, wir können vieles bereden, besprechen und es uns auch sprachbildlich vorstellen, eben weil wir uns nicht mehr im direkten Sehen, Fühlen, Tasten oder Schmecken befinden. Es ist eine sehr interessante Entwicklungsphase, mit so vielen Vor- und Nachteilen, dass kaum jemand in der Lage ist, sie einschätzen, einordnen, geschweige denn verstehen zu können.

Wann aber kam der Moment, an dem der Vorhang hochging und das Ich die Bühne betrat?

Ich bin ich oder die Kunst der Selbstbehauptung

*»Du darfst zu Gott nicht schreien, der Brunnquell ist in dir;
Stopfst du den Ausgang nicht, er fließet für und für.«
Angelus Silesius*

Mit dem Ich ist es ähnlich wie mit der sogenannten normalen Körpertemperatur. Auf einer Skala von minus 273 Grad, also dem absoluten Null, bis nach oben offen haben wir uns darauf geeinigt, dass wir bei ca. 36,4 Grad normal sind. Und tatsächlich sind ab und auch unterhalb dieser Temperatur etwa einige Veränderungen und Phänomene zu beobachten, die unser Leben negativ beeinflussen oder gar unmöglich machen.

Der erste Hominide oder Primat nämlich, der zum anderen Hominiden oder Primaten »du Hominide« oder »du Primat« sagte, das war der erste Mensch. Ich weiß, das hilft nicht wirklich, den Punkt zu bestimmen, aber es macht hoffentlich deutlich, dass es den exakten Punkt vermutlich gar nicht gibt, so wie die normale Körpertemperatur nicht exakt und bei allen bei 36,4 Grad liegt.

Das Ich erscheint und betritt die Bühne dann, wenn es von sich selber weiß, dass es existiert. Dieser Punkt ist nicht ganz willkürlich gewählt, aber auch nicht ganz exakt. Es ist die am

weitesten verbreitete gemeinsame Ansicht über unsere tatsächliche Geburt. Darin und genau darin liegt aber auch die Krux. Denn folgen wir der Grammatik, dann haben wir es wieder mit bereits zwei Ichs zu tun. Dem einen, das schon da ist, und einem zweiten, das zum Gegenstand des Bewusstseins des ersten wird. Genau das meint nämlich der Satz: Ich bin mir meiner selbst bewusst. Das ist auch der Punkt, an dem in manchen Traditionen die Spekulationen über ein wesenhaftes, tieferes, unsterbliches Selbst losgeht, das unabhängig von unserem zeitlichen und vergänglichen Ich existieren sollte. Ich verwende hier das Wort Spekulation, weil alle, die solch ein Selbst postulieren, den Nachweis seiner Existenz bis heute schuldig geblieben sind. Mehr noch: Eine der bekannteren Weltanschauungen, nämlich der Buddhismus, gründet geradezu auf der Verneinung dieser immer noch sehr verbreiteten Annahme.

Nun bin ich mir ziemlich sicher, dass diese und ähnliche Aussagen viele von Ihnen erneut vor den Kopf stoßen. Das ist leider nichts Neues und hat eine mindestens 2500-jährige Tradition. Und da ein paar wichtige Eckpfeiler meiner Ausführungen zum einen auf dem Zen-Buddhismus und zum anderen auf dem neurobiologischen Konstruktivismus und der Systemtheorie beruhen, die sich unter anderem deswegen so stark ähneln, weil allen die gleiche Annahme zu Grunde liegt, nämlich kein fixes, wesenhaftes und eigenständig existierendes Ich, Selbst oder sonst irgendein sogenanntes Subjekt oder Objekt, will ich Ihnen ein ca. 2500 Jahre altes Gespräch des historischen Buddha mit dem Mönch Phagunna nicht vorenthalten:

»Da der Erhabene die Existenz einer Seele bestreitet, wer ist es dann, der die Objekte berührt und wahrnimmt? Der Buddha erwiderte:

Diese Frage ist nicht zulässig ... ich sage nicht er berührt. Würde ich so sprechen, dann wäre die Frage angebracht: Wer berührt, Herr? So sage ich nicht. Würde man mich, der ich das nicht sage, aber so fragen: Aus welcher Voraussetzung, Herr, entsteht Berührung?, dann ist diese Frage zulässig.«

»Nicht einmal so viel Seelenexistenz gibt es, Mönch, die dauerhaft, sicher, ewig, unveränderlich, sich ständig gleichbleibend wäre.«

Samyutta Nikaya

Ich existiere also immer nur dann, wenn die Umstände, Eigenschaften und Qualitäten wie Denken, Erinnern, Unterscheiden oder Wahrnehmen, um nur einige davon zu nennen, derart in ähnlicher Weise miteinander agieren, dass das, was wir Ich nennen, Augenblick für Augenblick in Erscheinung treten kann. Auf Grund der Schnelligkeit des Auftretens entsteht ein Gefühl von Dauer. Das alles klingt an sich unspektakulär, ist aber weder einfach noch unkompliziert, sondern setzt unendlich komplexe Wechselwirkungen voraus, die solch eine Möglichkeit und Fähigkeit überhaupt erst erlauben. Der historische Gautama Buddha wurde sich dieser Wechselwirkungen und damit der Substanzlosigkeit unseres Ichs bewusst, was wir, spätestens seit diesem Ereignis, Erwachen nennen. Er nannte die an der Ich-Entstehung

beteiligten Umstände Skhandas und zählte deren fünf auf: Erinnern, Wollen, unterscheidendes Denken, Wahrnehmen und Bewusstsein. Die Skhandas sind ebenfalls nicht substanzial, sondern das Ergebnis anderer Umstände, und so geht es weiter und weiter und weiter. Mit anderen Worten: Irgendwann einmal, mit ca. zwei Jahren, konnte sich unser bis dahin schon etwas besser ausgebildetes Sprachvermögen, und damit auch Denken, auf sich selber beziehen. Das bedeutet konkret und sehr, aber auch wirklich sehr vereinfacht formuliert, dass sich unser Sprachvermögen und damit das Denken mit den körperlichen Empfindungen, Emotionen, Gefühlen, Impulsen und Reaktionen zu identifizieren begann. Das Ergebnis dieser Identifikation war ein immer häufiger sprachlich verwendetes Pronomen: Ich. Ab da war kein Schreien, Hunger, Essen, Trinken oder Laufen mehr, sondern ein »Ich schreie«, »Ich habe Hunger« oder »Ich esse«.

Das »Ich bin« ist ein langsamer, stetig sich verdichtender Prozess. Er dauert nicht ein Leben lang, sondern er ist unser Leben, denn genau die Gleichsetzung »Ich bin dies und das und jenes nicht« möchte aber auch noch etwas anderes sein, macht aus dem offenen Lebensraum mein eigenes und persönliches Leben schlechthin. Die Grundidentität bildet dabei die Verankerung der Ich-Perspektive im Körper, der zu unserem, ja zu meinem Körper wird. Mit dieser Fähigkeit beginne ich, und mit mir beginnt mein Leben. Vorher also noch nicht und ohne diese Fähigkeit endet es auch, auch dann, wenn der Körper noch länger am Leben bleibt und mich damit sogar überlebt. Gewisse Krankheiten, Alzheimer oder schwere Formen der Demenz, können eben das noch komplexe Zusammenspiel der Eigenschaften so sehr beeinflussen, dass kein Ich mehr erzeugt werden kann und der Körper zwar im Sessel sitzt, aber eben nicht mehr ein Ich.

Irgendwann mal, zwischen anderthalb und zweieinhalb Jahren beginne ich zu sein, und damit beginnt ab jetzt mein Ich-Leben. Dieses Leben beginnt mit der gelernten Fähigkeit, Personalpronomen wie ich, du, er und sie, Reflexivpronomen wie mich, sich und Possessivpronomen wie meins und deins einsetzen zu können und zwar in der Regel so, wie es die Gemeinschaft verlangt und erwartet. Im gewissen Sinne bin ich also da. Im gewissen Sinne gibt es das Ich, also auch mich. Somit stimmt der erste Teil meiner Antwort auf die Frage, ob es das Ich gibt.

Gibt es das Ich?

Wie steht es aber mit dem »Nein« in der gleichen Antwort? Nur weil das, was wir Ich nennen, eine von den komplexen Seins-Eigenschaften erzeugte Fähigkeit ist, sich von Augenblick zu Augenblick als eine Identität zu kreieren, ist dieses ständige sich Erzeugen, eben weil es unter anderem ein Erzeugen ist, überhaupt nicht gleichbedeutend mit der Feststellung, dass das Ich an sich ein substanzielles Etwas wäre. Leider und erfreulicherweise nicht.

Das Ich ist die Fähigkeit, sich von Augenblick zu Augenblick neu zu kreieren.

Damit ist das Ich nicht an sich etwas Substantielles, Unabhängiges und objektiv real Existierendes. Es wäre aber falsch zu sagen, dass es deswegen das Ich nicht gäbe. Einerseits können wir durchaus etwas ausfindig machen, dem wir den Namen Ich geben. Andererseits ist dieses Ich nicht wirklich so greifbar und existent, wie wir uns das gemeinhin vorstellen und wünschen würden. Deswegen war die Antwort ja und nein auf die Frage nach dem Ich durchaus korrekt, wenn auch nicht so eindeutig, wie wir es gerne hätten und wissenschaftlich einfordern möchten.

Es spricht wirklich viel für diese Einsicht, und mit viel meine ich nicht nur die buddhistischen Lehren und andere spirituelle Traditionen, sondern auch die stetig wachsende Zahl der zeitgenössischen wissenschaftlichen Erkenntnisse, die alle mehr oder minder auf die absolute Flüchtigkeit des Ich-Phänomens hinweisen. So gesehen, ist das vom historischen Buddha verwendete Modell der Skhandas immer noch aktuell, wenngleich nicht mehr präzise genug, da wir heute, dank modernster Geräte, eine ganze Menge mehr von ihnen aufzählen könnten.

Mit anderen Worten: Das Geheimnis der Ich-Entstehung und Aufrechterhaltung ist unendlich viel größer, als wir es jemals anzunehmen gewillt waren. Es ist ein wirkliches Wunder und Geheimnis zugleich, dessen Vertiefung und Erforschung seit Jahrtausenden andauert, ohne dass es bislang gelüftet werden konnte. Bis heute beschäftigt das Ich-Phänomen zahllose Wissenschaftler, aber auch sogenannte Mystiker fast aller Traditionen.

Sicher ist nur eins – und das steht als Ergebnis da –, dass es mit dem Ich ganz anders bestückt ist, als wir es im Alltag für gewöhnlich annehmen, und diese Erkenntnis ist für uns von entscheidender Bedeutung.

Der Revolverheld lädt ständig nach

»Gott selbst sieht in den Dingen nur sich.«

Georg Christoph Lichtenberg

Was für einige nach Theorie und schwer verdaulicher Spekulation klingt, ist für andere erkennbares Ringen um die richtigen Worte bei der Beschreibung von Erfahrungen und Einsichten. Viele Berufsphilosophen sprechen in solchen Fällen von spekulativer Mystik, da sie die Gesetze der bipolaren Logik missachtet. Dagegen freuen sich viele Mystiker oder Praktizierende kontemplativer Techniken, wenn der eine oder andere Aspekt ihrer Einsicht doch noch einen Weg zur Sprache findet und so auf konventionelle Art wenigstens ansatzweise mitgeteilt werden kann.

Für unser Anliegen jedoch, die- oder denjenigen ausfindig zu machen, die oder der die